

Psychoterror mit und nach Kafka

Volxbühne spielt „In der Strafkolonie“

VON THOMAS KÖLSCH

Eine überdimensionale, in ihrer Grausamkeit kaum noch zu über-treffende Tötungsmaschine in einem Gefangenenlager unter der Kontrolle eines Offiziers, der dieser Perversion von Gerechtigkeit und Menschlichkeit uneingeschränkt ergeben ist: Würde das Entstehungsjahr dem nicht entgegenstehen, könnte man Kafkas Erzählung „In der Strafkolonie“ durchaus als Anspielung auf den Holocaust verstehen. Die Volxbühne, die den 1919 veröffentlichten und fünf Jahre zuvor geschriebenen Text nun unter dem „Südbahnhof“ im Kohlenkeller in Szene setzt, greift diese unbeabsichtigte Parallele auf – und verleiht der ohnehin schon bedrückenden Vor-



Szene aus Kafkas „In der Strafkolonie“. FOTO: KÖLSCH

lage eine neue Dimension des Schreckens. „Wie bringt man diesen Apparat auf die Bühne?“, hatte sich Regisseur Christoph Pfeiffer gefragt. Und so lässt er den Juden Moses Mendelssohn (Enne) auf den KZ-Lagerkommandanten Dr. Grotewohl (Guido Grollmann) treffen, die eine Leidenschaft für Kafka verbindet. Mendelssohn soll seinem Peiniger besagte Geschichte vorlesen, soll

durch sie der Unabwendbarkeit des eigenen Schicksals gewahr werden. Doch während die Grenzen zwischen Erzählung und Rahmehandlung zunehmend verschwimmen, während Mendelssohn immer mehr in die Rolle des Reisenden gedrängt wird und Grotewohl den sadistischen Offizier personifiziert, ändert sich das Kräfteverhältnis. Starker Tobak, den die Volxbühne hier mit einer ungeheuren Wucht präsentiert. Die beiden Darsteller sorgen mit ihrem intensiven Spiel für Gänsehaut und schaffen so ein Stück, das so grausam wie eindringlich ist. Stärker kann Theater kaum wirken.

Archiv des Freien Theaters gegründet

Wissenschaftler sammeln bundesweit Spuren

Was bleibt vom Freien Theater, wenn die letzte Vorstellung gespielt ist? Mit einer bundesweiten Studie wollen Wissenschaftler aus Hildesheim und Berlin den Grundstein für ein Archiv des Freien Theaters legen. In einem ersten Schritt sammeln die Forscher bereits seit Oktober 2015 Informationen über vorhandene Bestände – von Videomitschnitten über Akten und Programmhefte bis zu Requisiten. Die Spuren des Freien Theaters befinden sich verstreut in verschiedenen Institutionen und privaten Sammlungen. „Wir wollen keinen Akten- und Videofriedhof aufbauen. Es soll ein lebendiges Archiv entstehen“, sagte der Hildesheimer Professor für Kulturpolitik Wolfgang Schneider. Das Archiv könne historische Materialien bewahren und verfügbar machen sowie eine Grundlage für weitere künstlerische Arbeiten bilden. Das Forschungsprojekt „Performing the Archive – Studie zur Entwicklung eines Archivs des Freien Theaters“ wird von einem Arbeitskreis getragen. dpa

Die Hintergründe von „Bilder von uns“

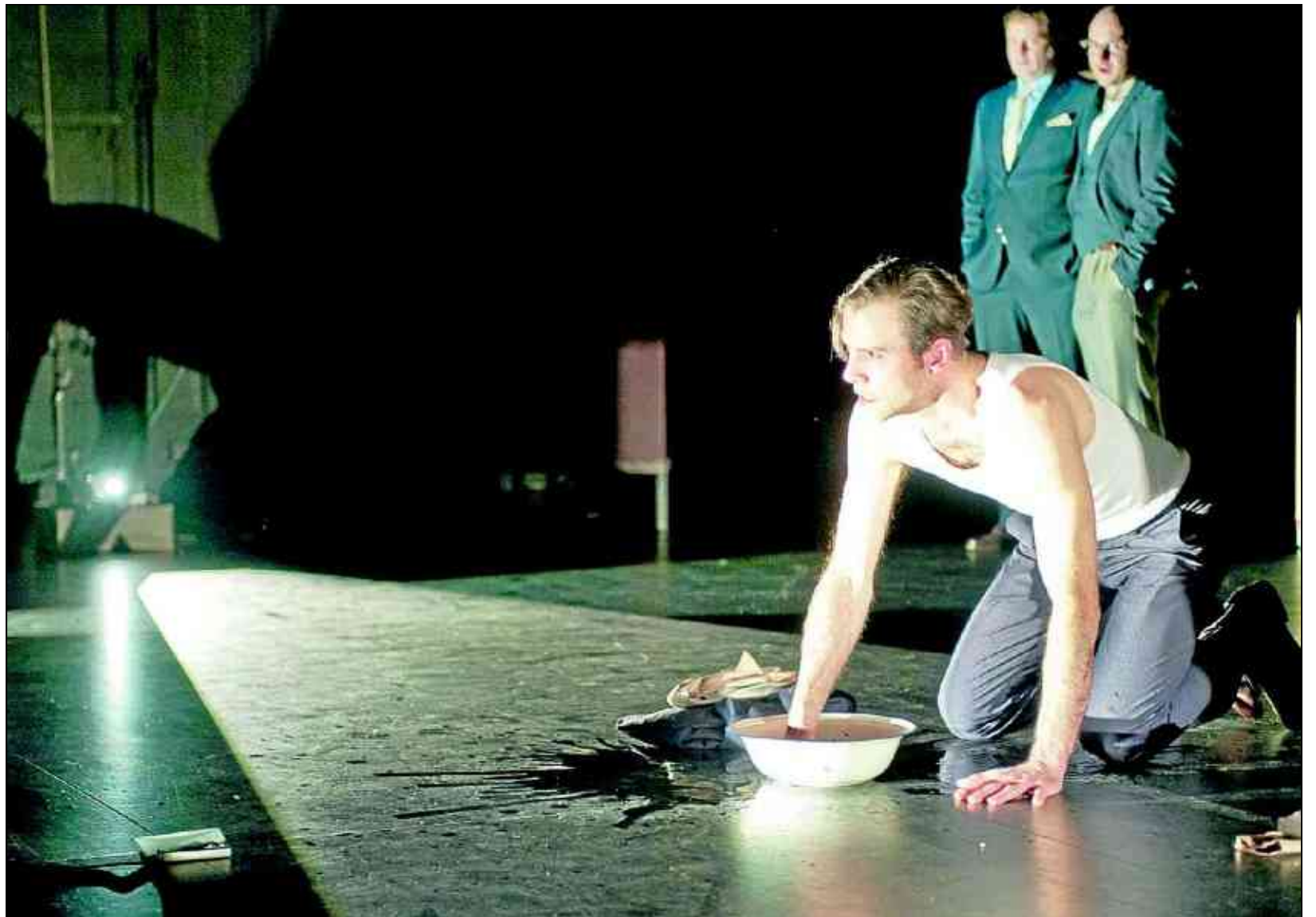
Thomas Melles Stück ist Fiktion. Aber es tun sich auch Parallelen zum Missbrauchsskandal am Aloisiuskolleg auf

VON EBBA HAGENBERG-MILIU

Thomas Melles Stück ist Fiktion. Es erzählt Geschichten des Machtmissbrauchs an Schwachen da weiter, wo sich die Täter längst davongemacht haben und die Opfer sich von innen her zerfressen. Und das kann überall handeln: in der Odenwaldschule, in Familien, auf der Domplatte, überall da, wo Menschen Menschen Gewalt antun. Ursprünglich habe er deutlicher vom Faktischen des Skandals an seiner eigenen Schule Aloisiuskolleg (Ako) abweichen wollen, erklärte Melle im GA-Interview. Aber dann habe er sich gesagt: „Warum eigentlich? Es ist doch alles genau der richtige Rahmen für den Kampf, den ich beschreiben will.“ Und wirklich: In der Story dieser Beispielschule ist fürs Stück alles da, was der Dramatiker braucht. Und Melle hat zugedrückt, sei es aus den eigenen Ako-Erinnerungen, sei es aus den Aufklärungsberichten oder den im Buch „Unheiliger Berg“ dokumentierten Analysen und Texten der Opfer.

Das „Franz-Xaver-Kolleg“ des Theaterstücks ist auch das Ako. Seine „langen Fluchten, Marmorstatuen, Marmorböden“ sind gleich denen der Internatsvilla Stella Rheni, wo der „Pater Stein“ des Stücks jeden Morgen im Keller nackt „mit halber Erektion“ die kleinen Internatsjungen kalt abduscht – „unbedingt“, wie Melle sagt, ist sein Pater Stein mit dem Ako-Hauptbeschuldigten der 1970er bis 1990er Jahre, Pater Ludger Stüper, zu vergleichen. Der habe sich seit den 1960ern ein „Fürsistentum“ aufgebaut, in das er möglichst die Jungen mit den „Barbourjacken“ lädt, so Melle. Die real geschehenen Segelfahrten mit den „Lieblingen“ klingen im Theaterstück an, die Saunabesuche, die Rituale des „Knechtens“, das perverse Zäpfchensetzen – und der Missbrauch, die Vergewaltigungen.

In die enge Putzkammer sperrt sich der Pater mit dem Opfer ein,



Beklemmende Szenen: Benjamin Grüter (Jesko) und im Hintergrund Holger Kraft (Johannes), Hajo Tuschy (Malte).

FOTO: THILO BEU

grunzend atmend wie vom realen Opfer dokumentiert. Wer sich nicht beugt, fliegt ohne Abschluss vom Kolleg. Denn der Pater hat schon neue Lieblinge im Blick, deren Mütter er überzeugt, auch vom Umfeld aus den Sohn ins Internat zu schicken. Alles das hat direkte Ako-Parallelen. Melle spricht vom „systematischen und jahrzehntelangen währenden Missbrauch auf mehreren Ebenen und in den vielfältigsten Formen“, auch das durchaus der realen Analyse gleich.

„Der perverse Geistliche“, so Melle, fotografiert die Kinder zudem nackt, wie in der Ako-Historie auch im Stück „fürs Jahrbuch“, für seine „Privatsammlung“, für die Wände der Internatsvilla, die selbst die Eltern kritiklos betrachten. Und um diese Bilder sowie das, was sie in den Fotografierten auch nach Jahrzehnten auslösen, kreist Melles Story. Auch da kann der Autor mit Bausteinen des realen Geschehens arbeiten. Etwa mit der Angst der Betroffenen, Ex-Mit-schüler „Matuschka“, der damals

Schlüssel zum Geheimarchiv des Paters hatte, könne ihre Nacktbilder ins Internet gestellt haben: 2008 wurde ein Ex-Schüler wegen Besitzes von digitalen Kinderpornobildern verhaftet (ohne jeden Namen, ohne USA!). Melle baut den realen „Brief der 500“ prominenten Ex-Schüler ein, den sie 2010 in den großen deutschen Medien platzierten, der ihren betroffenen Mitschülern aber sozusagen den Dolchstoß versetzte.

Die Missbrauchsbeauftragte des Jesuitenordens (Ursula Raue)

kommt vor, wie sie das Geständnis des Paters, pädophil zu sein, in „kopfpädophil“ verniedlicht. Das Schlüsselwort in der Ako-Analyse der Betroffenen vom „pädophilen Himmelreich“ schwebt über Melles Stück ebenso wie die damaligen Schlagworte der Boulevardpresse von den „Patres der Schande“. Und nicht zuletzt wird das Thema Suizide ehemaliger Ako-Schüler aufgenommen: Das Buch „Unheiliger Berg“ machte den letzten bekannten Versuch von 2013 bekannt.

Warmer Streicherklang

Marek Janowskis begeisternder französischer Abend mit dem RSO Berlin in der Kölner Philharmonie

VON OLAF WEIDEN

Stehende Ovationen empfing Maestro Marek Janowski von seinen Kölner Fans in der Philharmonie. Auch ein gewagtes, weil rein französisches Programm hatte das Haus gut gefüllt. Und war es an diesem Abend nicht unbedingt die Musik, die so restlos begeisterte, so bewirkte die einmalige Aura des ehemaligen Kölner GMDs einen großen Jubel. Für Janowski bedeutet ein Besuch in der Domstadt auch eine Art Rückkehr, immerhin hat er die Philharmonie in Köln vor knapp 30 Jahren eingeweiht.

Nach 15 Jahren intensiver Arbeit mit dem jetzt gastierenden Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin kündigte er seine Chefposition zum kommenden Jahr. Aktuell leitet er in diesem und im kommen-

den Jahr den Ring in Bayreuth – der Dirigent, Jahrgang 1939, bleibt also auch in Spitzenpositionen gefragt.

Der französische Abend versprach allein besetzungstechnisch selten füllige Farben und satte Dynamik, vierfaches Holz traf auf sechsfache Hörner, Harfen rauschten gleich bei Debussy. Die sinfonischen Fragmente zu „Le Martyre de Saint Sébastien“ bedienen denn genau diese Erwartung. Debussy ließ die Hörner bizarre Triller vibrieren, das Englischhorn krächte wie ein Gockel, Musik strömte bei geschlossenen Augen aus dem fantastischen Reich des Oberon – sinnliche Musik, die bereits mit dem Wechselspiel von Blas- und Saitenformation experimentiert.

Ein Zeitsprung von fünf Jahrzehnten lenkte das Orchester in



Konzentration: Marek Janowski bei der Probe in Köln. FOTO: THOMAS BRILL

„Métaboles“ von Henri Dutilleux, jetzt mit Scharfschützen in der Schlagwerkabteilung.

Die Bläser setzten stehende Orgelklänge aus, weite Intervalle fetzen in der Melodik, das Stück nimmt in rhythmisch vertrackten Wechseln Fahrt auf. César Francks Sinfonie d-Moll reizt mit diatonischem Fluss und rhythmischem Flackern, hier hatten die Berliner feine Akzente herausgearbeitet, und im Finale fing die Sinfonie an, ihre Geschichte zu erzählen: Das gelang erfrischend wirkungsvoll.

Gabriel Faurés Suitenbeginn aus „Pelléas et Mélisande“ unterstrich als Nachschlag die Möglichkeiten dieses Orchesters und seines Maestros: tolles gestütztes Pianissimo, warmer Streicherklang, sehr gute Solisten, eigentlich alles, was schöne Musik interessant macht.

Fürst-Pückler-Eis und kostümierte Schatzjäger

Die Bonner Kultur schaltet entweder um auf Karnevalmodus oder gibt sich für alle Muffel als Karneval-freie Zone. Der Veranstaltungskalender der meisten Institutionen schrumpft bis Aschermittwoch deutlich vernehmbar. Es gibt offenbar Wichtigeres. So bereitet sich die Bundeskunsthallen-Crew rund um den gerade mit dem Mäuseorden dekorierten Kaufmännischen Geschäftsführer Bernhard Spies auf den Rosenmontagszug vor. Der Mottowagen ist dem Fürsten Hermann von Pückler-Muskau gewidmet, dessen Gartenbegeisterung, die „Parkomanie“, ab 14. Mai in einer Ausstellung und auf

dem Bundeskunsthallen-Dach ein Thema ist. Über Details des Bundeskunsthallen-Auftritts auf dem Zug war wenig mehr zu erfahren, als dass keine Fürst-Pückler-Eis-

Meine Woche

Von GA-Redakteur Thomas Kliemann



torten geworfen werden. Der preußische Hofkoch Luis Ferdinand Jungius hatte 1839 in seinem Kochbuch ein dreischichtiges Sahneeis nach dem Fürsten benannt, ein Demi-glace à la Pückler.

Die im Eishandel gängige, schnöde „Fürst-Pückler-Schnitte“ (Schoko-Vanille-Erdbeer) ist ein schwacher Abklatsch der königlich-preußischen Kreation.

Was bietet die Kultur sonst noch? Am Freitag, 5. Januar, jährt sich der Start einer der nachhaltigsten Kunstrevolutionen der Geschichte zum 100. Mal: Mit der Eröffnung des „Cabaret Voltaire“ in Zürich wurde der Dadaismus in Gang gesetzt, eine interdisziplinäre, wilde, respektlose Bewegung, ohne die Pop Art und Fluxus, Happening und Performancekunst nicht denkbar wären. Das Bonner Arithmeum erinnert am Freitag

unter dem Titel „Da und dort – DADA“ an die Eröffnung des „Cabaret Voltaire“. Steffen Schleiermacher und Holger Falk rezitieren Lautgedichte gegen den Krieg, tragen Musik und Texte von Hugo Ball, Hans Arp, Erwin Schulhoff, Kurt Schwitters, Stefan Wolpe und anderen vor. Arithmeum, Lennéstraße 2, 20 Uhr. Das Konzert wird von WDR 3 live übertragen.

Echt Karnevalesk geht es im LVR-Landesmuseum zu, wobei die beliebten Kostümführungen im Landesmuseum nicht der närrischen Session vorbehalten sind. Am Sonntag geht es unter dem Titel

„Jäger der verlorenen Schätze“ um Archäologen, die in fremde, weit entfernte Länder reisen, dort geheimnisvolle Rätsel lösen, Schätze entdecken und viele Abenteuer erleben. In der Familienführung erzählt ein Archäologe von den Schätzen, die ihren Weg ins LVR-Landesmuseum Bonn gefunden haben: Spannendes vom Dinosaurier über einen Goldbecher bis zum Karnevalsorden. LVR-Landesmuseum, 11.15 Uhr

► Immer montags im General-Anzeiger: Die ganz persönlichen Tipps der Feuilleton-Redakteure für eine spannende Kulturwoche.